

der Freitag Extra



Kreative, wir haben Platz für euch!

Sozialamt, Jobcenter, Gründerberatungsstelle: Orte, so inspirierend wie eine Zahnarztpraxis. Orte, die die in Berlin steigende Anzahl von „Kreativen“ meidet – selbst wenn die Ratlosigkeit unter ihnen wächst, wie die eigene Existenz zu finanzieren ist.

Doch was, wenn es ein Beratungsbüro gäbe, das von den Betroffenen geleitet wird? Eine Selbsthilfestelle, in der die Sachbearbeiter keine realitätsfernen Maßnahmenleiter sind, sondern erfolgreiche Künstler und Sozialunternehmer. In der nicht der Geruch von Akten die Atmosphäre bestimmt, sondern der Anschein einer geheimen Bar.

Willkommen im BQV, dem Büro für Qualifikation und Vermögen!

Das BQV öffnet für euch in Berlin vom 19. Mai bis 9. Juni 2012.
Mit Diedrich Diederichsen, Kathrin Passig, Tim Pritlove, u.a.

Weitere Info: <http://berlingazette.de/bqv>

BQV

Wer sind sie eigentlich, diese „Kreativen“?

■ Annika Bunse

Künstler, Computerspiel-designer, Musiker und Schreiberlinge aller Art sind so gut wie immer pleite. Soweit das Klischee. Vorstellungen vom freischaffenden und freilebenden Bohemien, der eher klimpernden Kleingeld in den Hosentaschen als Aktiendepots bei der Deutschen Bank hat, halten sich tapfer in den Köpfen der Menschen. Doch wer sind sie eigentlich, diese ominösen „Kreativen“? Und haben sie wirklich nie Geld?

In Wissenschaft und Journalismus werden am laufenden Band blumige Begriffe geprägt, die diese Gruppe fassen sollen, darunter „Selbstausbeuter“ (Seliger) und „Flexible Wissensarbeiter“ (Betzelt). Man spricht auch vom „Künstlerprekariat“ (Liebs) und der „neuen Unterschicht“ (Dörre). Die offizielle EU-Definition klassifiziert hingegen ganz nüchtern gemäß Berufsfeldern. Sie zählt elf Teilmärkte zur „Kreativwirtschaft“, nämlich Buch-, Architektur- und Kunstmarkt, Musik-, Film-, Rundfunk- und Designwirtschaft sowie Werbung, Software, Games und Presse.

Grenzen lassen sich dazwischen aber kaum ziehen, „kreative Tätigkeiten“ sind ja auch generell nie starr zu begreifen und festgeschriebene Definitionen werden langsam durch neue, hybride Berufe zersetzt, die sich durch Prozesse wie die Digitalisierung erschließen und dabei gleich aus mehreren Dimensionen schöpfen.

Wenn man nun so einen Crowdfunding-Coach oder Social-Media-Entrepreneur, einen Art Director, eine Graffiti-Bloggerin oder eine politisch motivierte Künstlerin ins Bezirksamt um die Ecke schickt, um

Bei Ratlosigkeit findet sich dort selten Rat

dort ihre ökonomischen Strukturen zu optimieren – würden sie mit einer maßgeschneiderten Beratung in der Tasche herauskommen? Wohl kaum.

Die bundesdeutschen Job- und Sozialämter sind immer noch geisterhaft institutionalisierte Durchgangsstationen, in der Zukunftssuchende nach Nummern geordnet harren und auf Hartz-IV, Hoteljobs und generelle Hilfestellung hoffen dürfen. Oder ermutigt werden, Unternehmer zu werden. So verkündigt etwa ein Servicecenter in Berlin vielversprechend: „Für Gründer und Unternehmen gibt es zahlreiche Unterstützungsmöglichkeiten.“ Doch wie wünschenswert ist der Schritt ins Unternehmerdasein tatsächlich? Schnell und effektiv schafft da ein Beamter fundamen-



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

tale Gesamtlösungen, die dem Betroffenen bisweilen das Lächeln im Gesicht gefrieren lassen. Wie ein Berliner Schriftsteller sagt: „Es herrscht null Identifikation mit meiner Lebenswelt vor, meine Denkweise verstehen die sowieso nicht.“

Bei Ratlosigkeit findet sich dort selten Rat, und selbst im Krisenfall keine wirkliche Hilfe. Die Bereitschaft fehlt, daran etwas zu ändern. Wie sonst ließe sich erklären, dass der relativ neue Zweig der „Kreativwirtschaft“ vom Staat als Allheilmittel propagiert wird, aber in den Jobcentern und vergleichbaren Einrichtungen bislang so wenig Resonanz findet? Warum haben sich kaum größere oder spezialisierte Beratungsangebote seitens der Verwaltungen etabliert?

Wirtschaftsfaktor

Es ist paradox. Eine Stadt wie Berlin brüstet sich mit den „Kreativen“ – neben „Cool Britannia“ nistete sich so „Creative Berlin“ in den urbanen Legenden Europas ein, und die „Kreativwirtschaft“ konnte zum neuen Standortfaktor hochgejazzt werden. Ungehemmt wurde auch im (Sub-)Kulturbereich die Ökonomisierung gepriesen. Die „urbanen Penner“ (Bunz) sollten sich endlich als Wirtschaftsfaktor begreifen. Doch nach mehr als einer Dekade hat die groß annoncierte Transformation im Namen der creative industries viele der Probleme eher verschärft als behoben.

Während andere in beruflich gesicherter Situation in aller Ruhe den Bauspar-

vertrag unterzeichnen können, müssen „Kreative“ ihre Finanzierungsstrategien an die immer stärker zunehmende Sprunghaftigkeit der Projekt-beziehungsweise Auftragslage anpassen. Traditionelle Förderprogramme bieten sich für sie an. Die laufen aber stets nach den „über die Jahre“ etablierten Schemata und entsprechen nicht den veränderten Bedürfnissen.

Obdach-Losigkeit

Zudem stehen die „Kreativen“ auch immer stärker vor dem Problem ein geeignetes Atelier, Programmierer ein ruhiges Büro, Musiker einen großen Proberaum zu finden. Geeignetes und bezahlbares Obdach ist mittlerweile rare Ware. Eine gute Beratung könnte für kreativ Arbeitende also auch in der Vermittlung von



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

geeigneten Immobilien bestehen, die preislich und von der Atmosphäre her angemessen wären. Zu dem Raumproblem kommt noch das der gesellschaftlichen Akzeptanz: im vermeintlichen Mekka der „Kreativwirtschaft“ wird der Zuzug des Klientels mittlerweile wie ein fleckiger Ausschlag namens „Gentrifizierung“ begriffen.

Viele Kreative verlassen Berlin klamm und heimlich und siedeln sich in anderen Städten an

■ Elisabeth Enke

Berlin, du bist 'ne Wolke. Duftig, flauschig. Hoch oben am Himmel, mit sehnsüchtigen Blicken beschaut, mit dem Versprechen von Freiheit, vom Fliegen. Das war unser Lebensgefühl anno 1999. Jetzt, mehr als zehn Jahre später, fragen wir uns: Was ist geworden aus dem Geist der Stadt? Welchen Nährboden bietet das Pflaster heute?

In den 1990ern war Berlin einzigartig. Es ist so wahnsinnig schade, dass heutige Berlinbesucher und –bewohnerInnen nicht mehr diese Ruinen sehen können, diese ganze Stadt im Zerfall. Für mich bedeuteten sie Erleichterung, die Genugtuung des freiheitsliebenden Menschen – wenn so ein Machtapparat gefallen ist, wenn in den Gemäuern der Stadt diese Macht eben nicht mehr drinsteckt, das macht Mut.

Die Regierung ist gefallen, und jetzt können wir regieren, die Verrückten auf den Straßen

Leere Straßen, doch mit allen Hoffnungen, allen Möglichkeiten – diese besondere Welt war eine Einladung an alle: Hier in Berlin darf jeder, ist jeder genauso willkommen oder unwillkommen. Die Regierung ist gefallen, und jetzt können wir regieren, die Verrückten auf den Straßen – beziehungsweise können wir das Regieren sein lassen. Wir können uns selber helfen, wir brauchen nicht 10000 Dinge zu bezahlen. Wir sind frei vom Geld (ok,

zumindest teilweise). Und wir können, wie Anfang der 1990er im Prenzlauer Berg, unser eigenes Geld erfinden.

Viele der damaligen Kunstprojekte ermöglichten ein hohes Maß an Beteiligung, forderten es sogar ein. Das Leben auf der Straße stand im Mittelpunkt, Aktionsformen, die sich in expliziter Öffentlichkeit abspielten. Und die erstaunlich sozial waren, immer zusammenführend. Wie kam das zustande? Und wie kann es sein, dass diese ganze Aktivität, die damals massenhaft Interessierte anzog, die Stadt nicht in ganz andere Sphären beamte? In höhere Himmel, in denen mehr Beteiligung der

BewohnerInnen stattfindet, auch auf höherer, politischer Ebene, stadtlenkend. Die Sache mit dem Geld hat inzwischen einen anderen Stellenwert bekommen. Und ja: Die Kunst leidet. Künstlerinnen müssen viel Zeit und Kraft aufbringen, um mit teilweise obskuren Aktivitäten zu überleben. Indem sie sich relevante Kunst aus den Fingern saugen müssen, Festivals antragsgerecht herargumentieren, ihr technisches Verständnis an andere verkaufen oder auch Texte schreiben für Tourismus im Internet (mies bezahlt).

Das Abenteuer des täglichen Lebens, des Selbargestaltens, sieht jetzt anders aus. Die Plätze wurden belegt, die Straßen

vollgestopft mit Konsumbuden, die Regierung hat sich wieder zusammen gefunden, verrückte Ideen waren durchgeführt und verhindert worden. Niemand hat die hereinprasselnde Geld- und Verwaltungsrealität aufhalten können.

Berlin ist differenzierter geworden. Konsum und Kunst haben sich vermengt, in allen erdenklichen Formen. Und es wird immer schwerer, sich in den festgesetzten Strukturen zu behaupten, auszubrechen.

Der Eintönigkeit der Pluralität versuchen neue und alte Akteure zu entkommen, und sie tun es auch im Licht der Öffentlichkeit. Dabei kämpfen sie mit dem weitaus Schwierigeren: die geforderten Beteiligungen in die Realität umzusetzen; die Selbstverantwortung der Berlinbewohner tatsächlich zu aktivieren. Im ausverkauften Berlin zu überleben, und trotzdem frei, verrückt, sozial zu sein. Überleben und trotzdem die Gemeinschaftlichkeit erhalten.

Und können wir es schaffen, diesem Wirrwarr aus Geldzwängen zu entkommen? Können wir gleichzeitig das Geld anhäufen und abschaffen? Können wir soziale, künstlerische, geistige Werte über die monetären heben? Und können wir trotzdem die bezaubernden Annehmlichkeiten des Konsums behalten?

Diese theoretischen und praktischen Fragen sollen im „BQV“ debattiert werden. Die Berliner Gazette lädt alle herzlich ein, nachzudenken, mitzudiskutieren und aktiv zu werden.

Elisabeth Enke lebt in Berlin und arbeitet als Tontechnikerin. Sie ist Mitbegründerin des Projektraums „ausland“ und Mit-Initiatorin zahlreicher Kulturprojekte. Sie moderiert im BQV am 19. Mai den Workshop „Prekär/Produktiv“ mit Beiträgen von Ben Pohl (Filmemacher), Alexandra Manske (Soziologin) und Gertrud Koch (Filmwissenschaftlerin). Mehr dazu im Programm auf der letzten Seite

FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

Im ausverkauften Berlin überleben und trotzdem frei, verrückt, sozial sein

■ Elisabeth Enke

Berlin, du bist 'ne Wolke. Duftig, flauschig. Hoch oben am Himmel, mit sehnsüchtigen Blicken beschaut, mit dem Versprechen von Freiheit, vom Fliegen. Das war unser Lebensgefühl anno 1999. Jetzt, mehr als zehn Jahre später, fragen wir uns: Was ist geworden aus dem Geist der Stadt? Welchen Nährboden bietet das Pflaster heute?

In den 1990ern war Berlin einzigartig. Es ist so wahnsinnig schade, dass heutige Berlinbesucher und –bewohnerInnen nicht mehr diese Ruinen sehen können, diese ganze Stadt im Zerfall. Für mich bedeuteten sie Erleichterung, die Genugtuung des freiheitsliebenden Menschen – wenn so ein Machtapparat gefallen ist, wenn in den Gemäuern der Stadt diese Macht eben nicht mehr drinsteckt, das macht Mut.

Die Regierung ist gefallen, und jetzt können wir regieren, die Verrückten auf den Straßen

Leere Straßen, doch mit allen Hoffnungen, allen Möglichkeiten – diese besondere Welt war eine Einladung an alle: Hier in Berlin darf jeder, ist jeder genauso willkommen oder unwillkommen. Die Regierung ist gefallen, und jetzt können wir regieren, die Verrückten auf den Straßen – beziehungsweise können wir das Regieren sein lassen. Wir können uns selber helfen, wir brauchen nicht 10000 Dinge zu bezahlen. Wir sind frei vom Geld (ok,

zumindest teilweise). Und wir können, wie Anfang der 1990er im Prenzlauer Berg, unser eigenes Geld erfinden.

Viele der damaligen Kunstprojekte ermöglichten ein hohes Maß an Beteiligung, forderten es sogar ein. Das Leben auf der Straße stand im Mittelpunkt, Aktionsformen, die sich in expliziter Öffentlichkeit abspielten. Und die erstaunlich sozial waren, immer zusammenführend. Wie kam das zustande? Und wie kann es sein, dass diese ganze Aktivität, die damals massenhaft Interessierte anzog, die Stadt nicht in ganz andere Sphären beamte? In höhere Himmel, in denen mehr Beteiligung der

BewohnerInnen stattfindet, auch auf höherer, politischer Ebene, stadtlenkend. Die Sache mit dem Geld hat inzwischen einen anderen Stellenwert bekommen. Und ja: Die Kunst leidet. Künstlerinnen müssen viel Zeit und Kraft aufbringen, um mit teilweise obskuren Aktivitäten zu überleben. Indem sie sich relevante Kunst aus den Fingern saugen müssen, Festivals antragsgerecht herargumentieren, ihr technisches Verständnis an andere verkaufen oder auch Texte schreiben für Tourismus im Internet (mies bezahlt).

Das Abenteuer des täglichen Lebens, des Selbargestaltens, sieht jetzt anders aus. Die Plätze wurden belegt, die Straßen

vollgestopft mit Konsumbuden, die Regierung hat sich wieder zusammen gefunden, verrückte Ideen waren durchgeführt und verhindert worden. Niemand hat die hereinprasselnde Geld- und Verwaltungsrealität aufhalten können.

Berlin ist differenzierter geworden. Konsum und Kunst haben sich vermengt, in allen erdenklichen Formen. Und es wird immer schwerer, sich in den festgesetzten Strukturen zu behaupten, auszubrechen.

Der Eintönigkeit der Pluralität versuchen neue und alte Akteure zu entkommen, und sie tun es auch im Licht der Öffentlichkeit. Dabei kämpfen sie mit dem weitaus Schwierigeren: die geforderten Beteiligungen in die Realität umzusetzen; die Selbstverantwortung der Berlinbewohner tatsächlich zu aktivieren. Im ausverkauften Berlin zu überleben, und trotzdem frei, verrückt, sozial zu sein. Überleben und trotzdem die Gemeinschaftlichkeit erhalten.

Und können wir es schaffen, diesem Wirrwarr aus Geldzwängen zu entkommen? Können wir gleichzeitig das Geld anhäufen und abschaffen? Können wir soziale, künstlerische, geistige Werte über die monetären heben? Und können wir trotzdem die bezaubernden Annehmlichkeiten des Konsums behalten?

Diese theoretischen und praktischen Fragen sollen im „BQV“ debattiert werden. Die Berliner Gazette lädt alle herzlich ein, nachzudenken, mitzudiskutieren und aktiv zu werden.

Elisabeth Enke lebt in Berlin und arbeitet als Tontechnikerin. Sie ist Mitbegründerin des Projektraums „ausland“ und Mit-Initiatorin zahlreicher Kulturprojekte. Sie moderiert im BQV am 19. Mai den Workshop „Prekär/Produktiv“ mit Beiträgen von Ben Pohl (Filmemacher), Alexandra Manske (Soziologin) und Gertrud Koch (Filmwissenschaftlerin). Mehr dazu im Programm auf der letzten Seite

FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

Weil du auch ein Arbeiter bist!

■ Alexander Karschnia

Es ist endlich an der Zeit, über die „Autonomie der künstlerischen Arbeit“ zu sprechen. Sind doch die neuen Arbeitsverhältnisse nicht nur ein Zwang, auf den man reagiert, sondern auch eine Chance. Im Zeitalter der Scheinselbständigkeit und allgemeinen

Professionalisierung, in der jeder ein Experte ist, ist der Zusatz „professionell“ jedoch ebenso fragwürdig geworden wie die alte, umkämpfte Selbstbeschreibung als „frei“: Die „freien professionellen Gruppen“ heute müssen ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass sie nicht im Freien agieren in einem romantischen, prämodernem Außen, sondern Teil des Marktes sind, dem die gesamte Gesellschaft reell

subsumiert worden ist. Im Gegensatz zu den engagierten Initiativen der 60er und 70er Jahre kann es für KünstlerInnen also nicht mehr nur darum gehen, sich mit streikenden Arbeitern, unterdrückten Völkern oder anderen Verdammten dieser Erde zu solidarisieren, sondern das eigene soziale Sein in der Arbeit zu reflektieren: „weil Du auch ein Arbeiter bist!“

Alexander Karschnia ist Performer, Texter und Theoretiker. Er gründete gemeinsam mit Nicola Nord und Sascha Sulimma die internationale Performance-Gruppe andcompany&Co. und gibt am 19. Mai zur Eröffnung des BQV ein Lecture Concert. Näheres dazu im Programm auf der letzten Seite

Möglichkeitsräume – aber nicht für alle?



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

Kurzclips, die via berliner-gazette.de im Internet verfügbar gemacht werden und außerdem in seinen neu entstehenden Dokumentarfilm einfließen, der die Szene aus heutiger Sicht porträtiert. Im Interview reflektiert er seine Perspektive.

Frage: In Berlin gab es in den 1990er Jahren viel ungenutzten Raum. Wie schätzen Sie rückblickend die damit verbundenen Möglichkeiten ein?

Antwort: Es ist ambivalent. Auf der einen Seite waren die Möglichkeiten, mit den nun leerstehenden Gebäuden im Osten Berlins experimentell zuzugehen, natürlich großartig. Andererseits konnten nicht alle Bewohner der Stadt diese Chancen nutzen.

Wer hat profitiert?
Die neuen Nutzer der frei gewor-

denen Räume konnten durch niedrige Mieten, Fördermittel, Solo-Selbstständigkeit oder Transferleistungen auf Subsistenzniveau ihr Überleben sichern und sich dem Experimentierfeld neuer Lebens- und Arbeitsweisen widmen. Sie waren somit in der Lage, sich ihre eigenen Möglichkeitsräume zu bauen. Während der 1990er Jahre schossen beispielsweise in Prenzlauer Berg, Mitte und Friedrichshain unzählige informelle Wohn-Arbeits-Atelier-Projekte aus dem Boden. Bis heute bleibt die Frage offen, ob diese Experimentierfelder von den Akteuren genutzt werden konnten, um damit neue ökonomische Modelle und Lebensweisen des Städtischen dauerhaft zu etablieren.

Wer blieb draußen?
Wer wusste, wie man Fördermittel beantragt, mit wem man ver-

handelt, welche Rechtsformen man wählt, hatte gute Chancen, auch ohne ökonomisches Kapital seine Lebens-, Wohn- und Arbeitsvorstellungen umzusetzen. Dass vor allem gut ausgebildete junge Europäer die Mehrzahl dieser Akteure in den 1990ern stellte, ist nicht verwunderlich. Dabei wurde Erfolg nicht monetär, sondern vor allem anhand von Reputation gemessen, eine wichtige Währung in den kulturökonomischen Netzwerken. Auch bildete sich in diesen Netzwerken eine große Menge sozialen Kapitals, was durch die im Sinne Bourdieus „mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens“ entstand. Der durch die neuen Nutzer und Bewohner produzierte Raum sozialer Beziehungen und Symbole erhöhte zugleich den Gebrauchswert dieser Stadtbezirke. Während viele der Akteure diese Experimentiermöglichkeiten nutzen konnten, um kulturelles, soziales und ökonomisches Ka-

pital zu akkumulieren, blieben andere große gesellschaftliche Gruppen außen vor. Aufgrund von Alter, Sozialisation, Mangel bestimmter Fähigkeiten oder familiären Verbindlichkeiten blieb vielen die Ko-Produktion dieser Möglichkeitsräume schon damals verwehrt.

Was bleibt?
Der Ausschluss großer Teile der Bevölkerung von diesen Räumen und Prozessen sollte uns zu denken geben, wenn wir über die Zukunft der Stadt als Ressource nachdenken, sowie auch über die gesellschaftliche Verantwortung einer „kreativen Szene“.



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

ANZEIGE

Testen Sie den Freitag!

Die unabhängige Wochenzeitung für Politik, Kultur und Alltag.

3 Wochen gratis



Coupon bitte hier ausschneiden, ausfüllen und per Post senden an den Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg

Ja, ich teste 3 Wochen den Freitag kostenlos!

Wenn ich nach 3 Ausgaben den Freitag weiter lesen möchte, brauche ich nichts zu tun. Ich erhalte den Freitag dann jeweils donnerstags zum Vorzugspreis von 3,10 € pro Ausgabe statt 3,60 € am Kiosk. Ich spare dabei rund 14 %. Ich kann die Belieferung jederzeit kündigen. Möchte ich nach 3 Wochen nicht weiter lesen, schicke ich vor Erhalt der 3. Ausgabe eine schriftliche Information an den Freitag Kundenservice, PF 11 04 67, 20404 Hamburg.

Vor- / Nachname	
Straße / Hausnummer	
PLZ	Ort
E-Mail	Vorwahl / Telefon
<input type="checkbox"/> Ja, ich möchte weitere Informationen und Angebote per E-Mail oder Telefon vom Freitag erhalten. Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.	
Datum	<input checked="" type="checkbox"/> Unterschrift

der Freitag

Das Meinungsmedium

Post
der Freitag
PF 11 04 67
20404 Hamburg

Internet
www.freitag.de/gratis

Telefon
040 3007-3511

Fax
040 3007-857055

Im Schatten des Kulturinfarkts

■ Chris Piallat

Ein Appell von „Kreativen“ macht die feuilletonistische Runde. Stein des Anstoßes ist das Pamphlet *Der Kulturinfarkt*. Die aufreizend gemeinte, aber an sich wenig provokante These, dass zu viel Geld der Kultur schade, taugt nicht so recht als wirklich neuer Erregungsauslöser. Doch fassen wir kurz zusammen: Staatlicher Kulturförderung wird quasi jegliche Legitimität abgesprochen. In das Schema der reduzierten Kausallogik gepresst, impliziert das: Zuspruch der Masse ist Ausdruck guter Kultur. Doch das Kulturinfarkt-Argument geht weiter: Kultur, die nicht marktgerecht eine konstruierte Nachfrage bedient, also nicht einer quantifizierten Erfolgsmessung standhält, sei wegen des mangelnden gesellschaftlichen Beitrags obsolet.

Diese stumpfe Doktrin ist dermaßen selbstdiskreditierend, dass sie kaum einer Erwiderung bedarf. Dennoch sehen sich prominente „Kreative“ genötigt, mit dem Appell zur Verteidigung der Kultur sich ihrer förderungswürdigen Daseinsberechtigung zu vergewissern. Ihre Position: Kulturliebe ist kein Selbstzweck. Der Staat wird in Anschlag genommen, er müsse aus eigenem Interesse heraus das meritokratische Gut Kultur im Sinne des demokratischen Seins der Gesellschaft unterstützen. Die viel zitierten positiven externen Effekte, die von einer ausgeprägten und staatlich geförderten Kulturlandschaft ausgehen, werden zu Felde gezogen.

Kreativarbeiter

Dies stark zu machen ist allerdings notwendig. Denn in letzter Konsequenz bedeutet *Der Kulturinfarkt* dies: Eine Gesellschaft kann sich keine Kultur leisten, die widerspricht, die agitiert, die in Frage stellt und es somit vermag, den eigenen Ernährer an den Pranger zu stellen. Unverkennbar ist die unausgesprochene Sehnsucht der Kulturinfarkt-Autoren nach der Fügung unter klaren Bedingungen, getreu dem Motto „Wes' Brot ich ess, des' Lied ich sing“.

Es stimmt, die Frage muss immer wieder gestellt werden: Wer legitimiert wie staatliche Kulturförderung? Allerdings wird diese uniforme Diskussion um das Verhältnis zwischen Staat, Wirtschaft und Kultur kaum der realen gegenseitigen Durchdringung gerecht. Die hier eingenommene Institutionenperspektive greift zu kurz. Für die Betroffenen, die „Kreativen“, gestaltet sich das Verhältnis zu staatlicher Förderung weitaus differenzierter, wenn sie ein gespaltenes Selbstverständnis zwischen freier Künsterethos und Selbstgouvernementalität aushalten müssen.

Nehmen wir beispielsweise das in den letzten Jahren politisch vielfach reproduzierte Paradigma, attraktive Bedingungen für Kreativmilieus als weichen Standortfaktor zu schaffen. Oder den Versuch, das Dogma des freien Künstlers hin zum wertschöpfenden Kreativarbeiter, beziehungs-



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

weise zum entgrenzten und subjektivierten Selbstunternehmer als Arbeitsideal der Dienstleistungsgesellschaft zu etablieren. All das zeigt: Staatliche Kulturförderung steht längst nicht mehr isoliert als finanzpolitisches Thema im Raum. Fragen nach der richtigen Kultursubvention werden der komplexen Situation nicht gerecht. Spannend ist nicht mehr, wie die staatliche Kulturpolitik als finanzielle Gießkanne der Kultur funktioniert, sondern mit welchem Selbstverständnis KünstlerInnen an den Staat herantreten und umgekehrt. Die be-

Staatliche Kulturförderung steht längst nicht mehr isoliert als finanzpolitisches Thema im Raum

rühmt gewordene These, nach welcher der Geist des Kapitalismus die künstlerische Kritik stets inkorporiert und durch diese Vereinnahmung entschärft, lohnt sich auch hinsichtlich der Beziehung zwischen KünstlerInnen und Staat zu überprüfen.

Subkulturananspruch

Handeln selbsternannte Avantgardisten wirklich frei? Handeln sie überhaupt? Machen sich kritikfreudige KünstlerInnen nicht zu einem Teil jedwedem City Marketings? Und wie ist es um das Verhältnis zum Staat bestellt, wenn Berliner Politiker einen Rettungsschirm für den Standortfaktor hippe Clubszene fordern und sich im gleichen Atemzug die Betreiber selbst eine Planungspolitik wünschen, die ihren eigenen Subkulturananspruch ins politische Stammbuch schreibt? Drückt das Begehren der freien Theaterszene, nicht nur eine Standbein-, sondern auch eine Spielbein-förderung zu erhalten, tatsächlich den

Wunsch aus, vom Staat als saturierter, dissidenter Biedermeier alimentiert zu werden? Besteht nicht gerade in der Bereitschaft, sich in die chronische Abhängigkeit von staatlicher und damit prosperitätsabhängiger Protektion zu begeben, die Gefahr, sich einem Wettbewerb um Anerkennung auszusetzen? Einem Wettbewerb, der in einer sich selbst limitierenden Reproduktion des (staatlich) Gewollten mündet? Macht sich damit (gesellschaftskritische) Kultur regierbar? Höchste Zeit für eine Selbstverortung.

Chris Piallat ist Politikwissenschaftler, Referent für Netzpolitik der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen und freier Journalist. Im BQV moderiert er am 9. Juni den Workshop „Was wollen wir vom Staat?“ mit Beiträgen der Künstlerin Alice Creischer, des Kulturkritikers Dierich Dierichsen und der Kulturmanagerin Inga Wellmann. Weitere Informationen dazu im Programm auf der letzten Seite

Geld im Netz sammeln – aber wie?



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

■ Anna Theil

Geld auftreiben, um eine Idee umzusetzen? Wer hierzulande als „Kreativer“ finanzielle Unterstützung für den Start eines Projekts brauchte, war bisher nahezu ausschließlich auf (staatliche) Kulturförderung oder Mäzenatentum angewiesen. Das könnte sich nun ändern: „Kreative“ können mit Hilfe von neuartigen Plattformen versuchen, die Netz-Community von ihrer Idee zu begeistern und Geld für die Umsetzung einzusammeln. Kein Wunder, dass Crowdfunding, so der Name dieses Verfahrens, in aller Munde ist.

Vor kurzem hat einer der Gründer von kickstarter.com, der derzeit erfolgreichsten Crowdfunding-Plattform in den USA, bekannt gegeben, dass die Plattform 2012 voraussichtlich rund 150 Millionen US-Dollar von der Crowd einsammeln wird. Verglichen mit den 146 Millionen, die die staatliche Kulturförderstiftung jährlich zur Verfügung hat, ist das ein aussagekräftiges Zeichen dafür, dass Crowdfunding in der Kultur- und Kreativszene inzwischen einen großen Stellenwert hat.

Erst im Sommer 2010 kam der Durchbruch für kickstarter: Vier Computer-Nerds wollten mit „diaspora“ ein neues und transparentes soziales Netzwerk als Gegenmodell zu facebook entwickeln und benötigten dafür 10.000 US-Dollar. Nach nur zwölf Tagen hatten sie diese Summe schon zusammen und am Ende der Kampagne stand das Projekt bei über 2.000 Prozent der angestrebten Summe. Für einen noch größeren Überraschungserfolg sorgte ein Vorhaben der Entwickler Tim Schafer und Ron Gilbert. Da sie auf dem

traditionellen Wege keine Geldgeber für die Entwicklung ihres Spiels „Double Fine Adventures“ fanden, initiierten sie auf kickstarter eine Crowdfunding-Aktion für die benötigte Summe von 400.000 US-Dollar. Und das mit einer unglaublichen Resonanz: Insgesamt 3.336.371 US-Dollar wurden von 87.142 Unterstützern für das Projekt eingesammelt.

Der Erfolg von Double Fine Adventures zeigt sehr eindrucksvoll, wie sinnvoll das Crowdfunding-Modell ist, wenn man den Konsumenten direkt ansprechen und damit testen kann, wie ein Projekt bei der Crowd ankommt. Da kreative Ideen oder Erfindungen in frühen Phasen oftmals keine Geldgeber finden, wie bei dem Spiel Double Fine Adventures, oder nicht in die Anwendungsschemen von öffentlichen Förderinstitutionen passen, werden viele innovative Projekte in der Folge nicht umgesetzt – auch wenn es teilweise nur an geringen, aber dringend benötigten Mitteln fehlt.

Projektinitiatoren müssen beim Crowdfunding nicht von der ersten Phase an die Wirtschaftlichkeit ihrer Projektidee nachweisen. Stattdessen versuchen sie zunächst Unterstützer von der Idee zu begeistern und in das Projekt einzubinden. Der Glaube an das Projekt ist damit die Basis für Geldgeber. Da der erste Kontakt mit Konsumenten oder Publikum und nicht mit den Entscheidern stattfindet, kann es zur beschleunigten Realisierung von Ideen kommen. Das Beispiel Double Fine Adventures zeigt, dass Crowdfunding auf anderen Prinzipien basiert und damit neue Denkwege ermöglicht.

Mit dem Start der Crowdfunding-Plattformen inkubato.com, myshepas.com, pling.de, startnext.de und visionbakery.

de hat das Thema Crowdfunding zur Finanzierung von kreativen Projekten seit Herbst 2010 auch hierzulande an Bedeutung gewonnen. Die hiesige Crowdfunding-Landschaft steht jedoch noch am Anfang und entwickelt sich sehr langsam. Das ist aus meiner Sicht nicht verwunderlich. Bisher werden nur ungefähr 10 % der Kultur in Deutschland privat gefördert, vor allem durch Stiftungen oder Sponsoren; 90 % der Kulturförderung übernimmt die öffentliche Hand. In den USA ist dieses Verhältnis genau umgedreht, so dass dort die Summen, die schon vorher von Privatpersonen in kreative Projekte investiert wurden, jetzt auf Crowdfunding-Plattformen wie kickstarter oder indiegogo gebündelt werden und im Zuge dessen auch transparent werden.

Damit sich Crowdfunding in Deutschland langfristig als alternative oder ergänzende Finanzierungsmöglichkeit etablieren kann, ist es wichtig, diese spannende Möglichkeit für kreative Projekte zu entdecken, zu unterstützen und in der Crowd bekannt zu machen. Bislang fördern auf Crowdfunding-Plattformen insbesondere internetaffine Nutzer. Wie sich diese Gruppe erweitern wird, ist noch unklar.

Die „Kreativen“ selbst experimentieren schon jetzt mit Crowdfunding-Projekten mit wachsendem Interesse, da es auf effektive Weise Finanzierung, Marketing und Vertrieb miteinander verknüpft. Für viele Projektinitiatoren ist es jedoch oftmals noch eine Herausforderung, dem Publikum – der Crowd – ihre Projektidee so zu kommunizieren, dass potenzielle Geldgeber für das Projekt begeistert werden. Es reicht nicht, Menschen dazu zu bewegen, einen „Gefällt mir“-Button zu drücken. Sie müssen sich weitergehend

Das aus meiner Sicht spannendste Berliner Projekt ist derzeit das Projekt „Hartz IV Möbel“ von Le Van Bo. Der Architekt, Designer und Buchautor zeigt sehr anschaulich, wie spannend es sein kann, die Crowd in die Entwicklung seiner Idee, in diesem Fall ein Buch über seine Möbel, mit einzubeziehen – von der Ideenfindung über die Finanzierung bis hin zur Umsetzung der Idee. Kein Wunder also, dass sein Buchprojekt von 350 Unterstützern zu 260 Prozent überfinanziert wurde. Le Van Bo hat inzwischen auch sein zweites Projekt über Crowdfunding finanziert und baut damit in der Fördercommunity seine Reputation auf, die er für zukünftige Vorhaben immer wieder nutzen kann. Warum er diesen Weg der Finanzierung über die Crowd geht, kann er am Besten selbst erklären: „Crowdfunding ist die demokratischste Form der Kulturförderung. Crowdfunding passt zu aktuellen Phänomenen wie die Piratenpartei und beschreibt eine Aufbruchstimmung, die geprägt ist von Werten wie Transparenz, Demokratie und gesellschaftlicher Teilhabe. Damit kann ich mich identifizieren.“

Anna Theil ist Crowdfunding-Coach bei Startnext, Deutschlands größter Crowdfunding-Plattform, die seit dem Finanzierungsstart im Oktober 2010 bis heute (Stand: April 2012) insgesamt rund 540.000 Euro von der Crowd eingesammelt und 160 Projekte erfolgreich finanziert hat. Im BQV ist sie am 26. Mai Referentin des Workshops „Fans finanzieren Kultur“; weitere Referentinnen sind Tim Pritlove (Podcaster) und Karsten Wenzlaff (Medienforscher). Mehr dazu im Programm auf der letzten Seite

Die eigene Nachfrage abschaffen

■ Krystian Woznicki

Cindy ist Cyberfeministin, sie lebt in Mexiko-Stadt. Allesandra ist Künstlerin und vor allem in Neapel aktiv. Volkan ist Musiker, er wuchs in Frankfurt am Main auf und lebt jetzt in Berlin. Cindy setzt in der Schule interaktive Filme ein, um die Rolle der Frau spielerisch zu erkunden. Allesandra dreht in einem Tagesheim am Stadtrand Videos mit Kindern – sie können dabei selbstständig die medialen Werkzeuge erkunden. Volkan versucht es in einem AG-Angebot an einer „Brennpunkt“-Schule mit Rap – wenn die Aufnahmen gut werden, kommt es eventuell zu einer Veröffentlichung. Cindy, Allesandra und Volkan sind keine Romanfiguren. Das Leben schreibt diese Geschichten selbst. Immer mehr „Kreative“ spielen Sozialarbeiter. Um sich selbst zu erkunden? Um Geld dazu zu verdienen? Um sich nützlich zu machen? Häufig ist es eine Mischung aus all dem.

nicht selten etwas heraus, das den eigenen Produktionen in nichts nachsteht.

Heute entstehen immer mehr Bücher, Theaterstücke, Musikalben, Filme und vieles mehr unter der Beteiligung von minderjährigen Laien. Kunstwerke, die nicht nur diese selbst zu begeistern vermögen, sondern auch in den Reihen der „Kreativen“ famos ankommen und nicht zuletzt ein erwachsenes Publikum erobern. Herzen schlagen höher. Ästhetische Gewohnheiten verlassen den Kanon. Produktpaletten werden erweitert. Ist hier ein neuer Absatzmarkt im Entstehen begriffen? Eines ist sicher: Ein neuer Arbeitsmarkt für „Kreative“ ist an sozialen Brennpunkten längst entstanden. Davon zeugen nicht zuletzt institutionelle Entwicklungen. Insbesondere „Brennpunkt“-Schulen erweitern ihren Lehrplan: An einer Neuköllner ISS etwa arbeiten rund 20 „Kreative“ in Nachmittagsangeboten wie Tanz und

Multimedia. Teils neu entstandene Förderinstitutionen legen wiederum einen Schwerpunkt auf Projekte, die Kunst und Kultur in problematischen Milieus erproben. Darüber hinaus haben sich neueste Initiativen die Jobcenter der Republik als Partner angelacht. Warum sollte es nicht möglich sein, mit arbeitslosen Jugendlichen Kunstprojekte zu machen? Warum sollten sie im Zuge von kreativ-geadopteten Maßnahmen nicht jenen Durchbruch erleben, der sowohl sie als auch ihren Sachbearbeiter glücklich macht?

Die Gesellschaft produziert soziale Brennpunkte. Dort ist es nicht sicher, dort herrscht Chaos und Verfall. Hier ist es sicher, hier herrschen Ordnung und Fortschritt. Hier leben die „Kreativen“ und wandern gerne mal dorthin aus – auf der Suche nach billigen Wohnungen. Nun kommt die neueste Welle von „Kreativen“ im Gewand des Sozialarbeiters und sagt: Ich will da nicht

unbedingt leben, arbeiten aber schon. Was aber sollte das Ziel dieser Arbeit sein? „Kreative“ wie Cindy, Allesandra und Volkan sollten bei ihrer Sozialarbeit danach streben, ihre eigene Nachfrage abzuschaffen. Ein langfristiges Projekt! Die unternehmerischen Ansätze, die nicht zuletzt die „Kreativwirtschaft“ durchdringen, dürften in dieser Sache wenig Inspiration bieten. Eher noch die Bewegung der social entrepreneurship, die nach Geschäftsmodellen sucht, welche nicht Gewinn, sondern tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel abwerfen.

Krystian Woznicki ist Gründer und Herausgeber der Berliner Gazette. Er hat das BQV-Projekt initiiert und moderiert am 2. Juni den Workshop „Sozialarbeit Reloaded“ mit Beiträgen des Komponisten Dirk Dresselhaus alias Schneider TM sowie des einflussreichen Sozialunternehmers Norbert Kunz. Nähere Informationen dazu im Programm auf der letzten Seite

Zwei junge Männer sitzen in einem Fala-fel-Laden im Prenzlauer Berg und vergessen beim Diskutieren fast das Essen. Sie sprechen über ein Computerspiel, das sie für den Schulunterricht adaptieren wollen. Mit diesem Spiel könnte man die Kids ganz geschmeidig abholen, sie richtig anfixen und fesseln und durch das Hintertürchen alle relevanten Schulstoffe behandeln, von internationaler Politik bis hin zu ethischen Themen. Szenenwechsel. Eine Performerin sitzt in einem Café in Kreuzberg, ihre Premiere ist gerade vorbei. Sie hat mit ihrem Team gut 40 Kinder auf die Bühne gebracht und kann nun durchatmen. Nach Wochen der Suche und Proben steht das Ergebnis: Für das Publikum eine zaubernde Performance, für die Kinder ein Rahmen, in dem sie „ihre“ Welt auf die Bühne gebracht haben. Und das sei entscheidend. Kurz: Der „Kreative“ als Sozialarbeiter ist immer auch ein Stück weit Pädagoge und in dieser Eigenschaft Moderator von kreativen Prozessen. Zurückhaltung der eigenen künstlerischen Ansprüche und Ideen steht an der Tagesordnung. Trotzdem kommt dabei



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

Service



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER



FOTOS: FLORIAN REISCHAUER

19. Mai

Prekär/Produktiv *

Im Berlin der 1990er Jahre entstehen inspirierende Projekte, darunter Blinkenlights, 37,6° Sprengantrag oder die Narrenschiff-Performances. Die Dokumentation „nördliche breite – östliche länge“ portraitiert diese Akteure. Der Film lädt dazu ein, zurückzublicken und Veränderungen der Szene zu reflektieren.

Workshop mit: Ben Pohl (Filmemacher), Alexandra Manske (Soziologin), Gertrud Koch (Filmwissenschaftlerin). Moderation: Elisabeth Enke (Tontechnikerin)

Creatives Like Us **

Das Performance-Kollektiv **andcompany&Co.** (Alexander Karschnia, Nicola Nord, Sascha Sulimma) fragt in seinem Lecture Concert anlässlich der Eröffnung des BQV: Wie könnte ein Kommunismus der „Kreativen“ aussehen? Oder eine Gewerkschaft der prekären kreativ-industriellen ArbeiterInnen weltweit? Mit glühenden Textfragmenten, dadaistischen Gesten sowie distorted Disco-Sounds wird der kommende Aufstand in den Fabriken der Kulturindustrie beschworen – in einer Installation des Künstlers **Johannes Paul Raether**.

26. Mai

Fans finanzieren Kultur *

Crowdfunding-Plattformen im Internet könnten die Finanzierung von Kultur verändern. Wie sieht die gefühlte Bindung zwischen Anbieter und Spender aus? Wie funktionieren Beteiligung und Transparenz bei diesem Verfahren? Best-Practice-Beispiele bieten Stoff für die Diskussion.

Workshop mit: Tim Pritlove (Podcaster), Anna Theil (Crowdfunding-Coach), Karsten Wenzlaff (Medienforscher).

Moderation: Susanne Lang (Journalistin)

Knirpsschweinchen-Kickstarter **

Ein Hauptkritikpunkt an Crowdfunding aus der traditionellen Förderszene lautet, dass eben gerade nicht nur die Kultur gefördert werden darf, die sowieso alle wollen. Diese Kritik nimmt sich „**Knirpsschweinchen-Kickstarter**“ zu Herzen: Das Publikum kann bei diesem von der Autorin **Kathrin Passig** initiierten Live-Crowdfunding-Event Miniaturprojekte vorstellen und fördern – allerdings kommt am Ende das gesamte Geld dem unbeliebtesten Vorschlag zu Gute.

2. Juni

Sozialarbeit Reloaded *

Sozialarbeit wird nicht zuletzt von KünstlerInnen bereichert – etwa an „Brennpunktschulen“. Aber auch von UnternehmerInnen, die in den Ruinen des Kapitalismus nach den Bausteinen für ethische Geschäftsmodelle suchen. Wie verändert sich im Zuge dessen klassische Sozialarbeit? Was können so genannte SozialunternehmerInnen und KünstlerInnen voneinander lernen?

Workshop mit: Dirk Dresselhaus alias Schneider TM (Komponist), Norbert Kunz (Sozialunternehmer). Moderation: Krystian Woznicki (Journalist)

Sound & Dance Space Measurements **

Bei der Klang- und Tanz-Performance von **Schneider TM** (Komponist) und **Tomoko Nakasato** (Tänzerin) erzeugt der Komponist auf einer elektrisch verstärkten Gitarre Rückkopplungen und verpflichtet diese kunstvoll miteinander. Die Tänzerin antwortet darauf mit Rückkopplungen des Körpers: Sie improvisiert Bewegungen, die Streetdance mit Elementen von zeitgenössischem Tanz und Ballett vermischen.

9. Juni

Was wollen wir vom Staat? *

Haben Subkulturen lediglich einen Nutzen für Märkte? Oder haben sie eine höhere Bedeutung innerhalb einer Geschichte von Dissidenz? Und wenn ja: Wie sollte der Staat mit Subkultur umgehen? Wie könnte ein neues Verhältnis zwischen diesen Parteien entstehen?

Mit: Alice Creischer (Künstlerin), Diedrich Diederichsen (Kulturkritiker), Inga Wellmann (Kulturmanagerin). Moderation: Chris Piallat (Politikwissenschaftler)

Volksbegierden Totale Rekonstruktion **

Die Performance Lecture von **Johannes Paul Raether** basiert auf einem fiktiven Volksentscheid für eine totale Rekonstruktion von Berlin-Mitte. In deren Zentrum steht die Rekonstruktion der Neuen Reichskanzlei von Albert Speer auf dem noch immer leeren Marx Engels Forum nach dem erfolgreichen Wiederaufbau des Stadtschlusses. Der Auftritt steht in einem wechselseitigen Dialog mit Raethers Raumverkleidungen, die den installativen Rahmen des BQV bilden.

* **Die Workshops (14 Uhr)** dauern jeweils dreieinhalb Stunden inkl. 30 Minuten Imbisspause. Die Zahl der TeilnehmerInnen ist begrenzt! Anmeldungen bis zum 10. Mai 2012 unter: info@berlinergazette.de

** **Die Performances (18 Uhr)** dauern jeweils circa 30-60 Minuten und sind öffentlich zugängliche Veranstaltungen. Der Eintritt ist frei.

BQV – Büro für Qualifikation und Vermögen, Eberswalderstraße 21, Prenzlauer Berg, Berlin
Weitere Info unter: <http://berlinergazette.de/bqv>

Impressum: Herausgeber der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co. KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0, Dr. Christiane Düts (V.i.S.d.P.)

Redaktionelle Leitung Magdalena Taube, Krystian Woznicki **Redaktion** Annika Bunse, Sarah Curth, Marcel Eichner, Leonie Geiger, Anne-Christin Mook, Lena Posingies, Harald Strack, Andi Weiland **Praktikum** Martina Dietz **Produktionsleitung** Florian Kosak, Johann Plank **Lektorat** Jutta Zeise **Layout** Inke Cron **Fotos** Florian Reischauer (piecesofberlin.com)

Druck BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, www.berliner-zeitungsdruck.de
 „BQV“ ist ein Projekt des Berliner Gazette e.V. und wird vom Hauptstadtkulturfonds gefördert.

Gefördert durch:

